Heldenhaft

Von Voidwalker

Kapitel 7: Überraschungen

„Normalität“ ist für viele Menschen ein höchst variabler, meist abstrus schwammig definierter Begriff, unter dem sie sich entweder nichts vorstellen können oder wollen, denn für gewöhnlich ist eine feste Definition dessen nicht nötig. Was tatsächlich normal ist und was nicht, bestimmt jeder Mensch anhand konkreter Situationen. Der Typ, der auf den Kuss hin seiner Liebsten eine scheuert, der ist nicht ganz normal. Die Omi, die im Supermarkt ihrer Freundin erzählt, sie würde demnächst wieder zum Fallschirmspringen gehen, ist nicht ganz normal. Der Kerl, der da gerade den Bauarbeiter anflirtet, der ist auch nicht ganz normal. Normalität definiert sich gemeinhin durch die Mehrheit. Eine einfache Mehrheit natürlich, denn schon einundfünfzig Prozent reichen, um etwas als „normal“ durch zu drücken. Normalität ist, was die Masse denkt.

Nur funktioniert diese allgemeine Version nicht. Tatsächlich verhält es sich so, dass jeder Mensch ein Stück weit egozentrisch ist, sich im Mittelpunkt des Universums wähnt, während alle Staubpartikel und Photonen um ihn und einzig ihn herum rotieren. Im Kleinsten wird das darin deutlich, dass wir uns prinzipiell freiwillig als Teil der Masse ansehen, als Teil der Mehrheit – immerhin sind wir doch alle brave Herdentiere und wünschen uns nichts mehr als ein brauchbares Kollektiv – und im Rahmen dessen bei der Betrachtung eines Kontext von sich ausgehen. Empfinge ich etwas als normal, wird die Masse das auch so sehen, also ist es so. Natürlich ein etwas vermessener Gedankengang, doch er macht das Leben bequemer, einfacher. Die Unterteilung fällt leichter.

Die Mehrheit aller Menschen strebt Normalität an, im Denken, Sprechen und Handeln, nicht zuletzt aus dem bereits genannten Grund des Herdendaseins, denn man will ja auch nicht ausgeschlossen werden. Obgleich ich mich immer für einen Menschen hielt, der hier und da gerne mal anders ist – nicht aus Zwang, sondern schlicht eigener Überlegungen wegen –, war mir die Einsicht, wieder Zuhause zu sein, ein Segen.

Zufrieden wühlte ich mich aus dem Berg von Bezügen hervor. Obwohl mein Bett immerhin angenehme hundertvierzig Zentimeter Breite maß und damit von mir hin und wieder gern als Spielwiese bezeichnet wurde, machte es hin und wieder einen reichlich vermüllten Eindruck. Nicht etwa, weil sich darauf tatsächlicher Müll befand, sondern weil ich vier Kissen, vier Decken und noch so manches größere Sitzkissen darauf abgelegt hatte. Das war einerseits praktisch, wenn man es schön weich haben wollte und andererseits eine gute Möglichkeit, für gewisse Tätigkeiten oder allzu durchgefrorene Damen vorzusorgen. Ich selbst begnügte mich meist mit der dünnsten Decke und einem geschätzt sechzig Zentimeter breiten Randstreifen, ich schlief ohnehin recht ruhig. Einen Moment blickte ich zweifelnd auf den Wust aus

Decken und Kissen, überlegte kurz Ordnung zu schaffen und verwarf den Gedanken sofort – denn das hier, dieses Chaos, der noch immer leicht nachhängende Geruch von Tee, das war Normalität – meine.

Ich zog die Balkontür auf und stieg hinaus, leichter Nieselregen schlug mir entgegen und die kalte Luft strömte in meine Wohnung hinein. Obgleich sie nicht gerade meine Haut mit Wärme erfreute, so war sie doch alles andere als unangenehm. Ich fror die ersten Minuten, eine Gänsehaut kroch mir über die Arme und zu keinem Zeitpunkt der letzten Wochen und Monate glaubte ich mich lebendiger gefühlt zu haben, als es jetzt der Fall war.

Vor mir lag mein See. Mein kleiner Hain, der mit mächtigen Stämmen und der kleinen Parkbank das Gewässer umgab. Da unten auf dem Pflaster, ich hatte mich extra vorsichtig über die Brüstung gebeugt, lag auch kein toter Junge und sollte da jemals eine Spur von Blut gewesen sein, wurde sie soeben weggeschwemmt.

Es gab keine toten Kinder. Keine Laternen, Augenbälle, unterirdische Fressmonster, keine Gefängnisse in düsteren Ebenen und keine bemitleidenswerten Mädchen in gewaltigen Käfigen. Alles war kaum mehr gewesen als ein schlechter Traum. Sofort jedoch meldete sich mein Hirn, ein Geistesblitz war hineingefahren und erklärte mir soeben haarfein, dass es mehr als ein Traum war: Eine perfekte Inspiration. Der heldenhafte Kampf der Soleaner um Freiheit und Selbstbestimmung, Intrigen auf allen Seiten. Daraus würde ich zweifellos ein exzellentes Werk machen können!

Eifrig erhob ich mich wieder von dem Plastikgartenstuhl und trat zurück ins Innere. Selbst jetzt, da eine Weile gelüftet worden war, erschien es mir hier drin wärmer. Die Balkontür wurde von mir geschlossen und mein Weg führte mich am Tisch vorbei, erste Tür im Flur – Küche – Kühlschrank – Essen. Irgendwann die letzten Jahre hatte ich mir für den ‚kleinen Hunger zwischendurch‘, wie eine Werbung es proklamierte, den Verzehr von Müsli angewöhnt. Das hatte eindeutige Vorteile: Die Packung war rasch gegriffen, das Gebrösel ebenso zügig in irgendeinem beliebigen Behälter eingestreut und während man aus dem Besteckkasten den Löffel nahm und schon einmal hinein stopfte, musste nur noch Milch drauf. Damit war es ein ungemein schnelles Mahl und sättigend obendrein, zudem belog ich mich erfolgreich mit der Tatsache, dass ein Getreideprodukt mit Milch einfach gesund sein *musste* – und sah daher bewusst nie auf die Nährwerttabelle, die allein mit ihrem Zuckergehalt mich wohl hämisch belächelnd eines Besseren belehrt hätte.

Allerdings stellte sich mir einmal mehr das bereits hinreichend bekannte Problem in den Weg – Milch. Leer war sie diesmal nicht, aber dem Geruch nach zu urteilen, würde ich mir in ein paar Stunden gesundheitsschädlichen Jogurt daraus machen können. Die Vermutung musste allerdings korrigiert werden, als ich die Reste durch den Abfluss zu jagen versuchte: Was aus der Tüte kam, war längst Jogurt. Mit kleinen, kuschelig-grünen Bröckchen drin.

Ich spielte einen Moment mit dem Gedanken, mich zu beschweren. Bei der Kaufhalle, bei der Kassiererin, der Herstellerfirma, irgendwem. Konnte ja nicht angehen, dass mir binnen eines Tages, da die Packung offen war, die Milch verdarb!

Dementsprechend stand mir jedoch der altbekannte Weg bevor. Meinen Berg hinab wandern, Milch holen und sie den Berg hinauf schleppen. Was für eine verschwenderische Gesellschaft wir pflegen, bemerkt man dann immer am besten: Die Hälfte dessen, was man mühselig empor trägt, ist sowieso nicht essbar und damit nur unnötiges Gewicht einer ohnehin viel zu ausufernden Verpackung. Meine Schlüssel waren sogar leicht zu finden. Meine Schuhe, meine Jacke, der Rucksack, alles leicht zu finden. Ja, Normalität war etwas Wundervolles.

Probleme bekam ich erst, als ich am Tisch stand und mir die Armbanduhr umlegte. Ich verließ die Wohnung nie ohne, obwohl ich diesen modern gewordenen Fetisch für Zeitmesser unausstehlich fand. Zeit ist Geld, Zeit rennt einem davon, der Zahn der Zeit, es gab unzählige Sprüche, die letztlich alle darauf hinaus liefen, jedes Individuum unserer Gesellschaft zu hektischen, sich selbst zu Tode hetzenden Dauerläufern zu machen. Damit verloren wir nach und nach wie Fähigkeit, zu genießen, würden irgendwann vielleicht tatsächlich nur noch die kaltherzigen Muttern und Schrauben eines Getriebes sein, mit Haltbarkeitsdatum, denn irgendwann konnte man dem Druck einfach nicht mehr standhalten und wurde für den Mechanismus unbrauchbar – dann kam eben eine neue Generation daher und nahm den Platz ein, die Ausgebrannten wurden zu Schrott und abgesondert.

So rebellisch mein Denken auch sein mochte, konnte ich es mir jedoch nicht leisten, diesem Wahn zu trotzen. Termine mussten gemacht und eingehalten werden, Pünktlichkeit sah ich als (eine mir zudem eigene) Tugend an und die meisten Menschen machen ohnehin den Fehler, sich selbst zu hetzen. Immerhin in diesem Punkt blieb mir Freiheit.

Der Blick auf das Chronometer jedoch ließ mich grübelnd innehalten und stocken. Das war ganz definitiv vorher nicht so gewesen! Bei der Datumsanzeige stand nun eine Zahl, die eigentlich um drei Stellen hätte kleiner sein müssen. Stockend hielt ich inne und betrachtete die Uhr skeptisch, klopfte kurz gegen das Abdeckglas des Mechanismus und spähte kurz an meinem gegenwärtigen ‚Problem‘ vorbei zu der Einladungskarte Christines herab. Wenn das Datum stimmen sollte, hätte sie heute Geburtstag und gäbe ihre Party. Gut, sie war nicht unbedingt der erlauchte Gesellschaftskreis, den ich mir ausgewählt hatte und es für meine sonstigen Aktivitäten ebenso tat und eigentlich ging sie mir gelegentlich sogar ein wenig auf den Zeiger damit, immer so um mich herum zu schwänzeln, andererseits jedoch war eine Party und etwas Gesellschaft genau das, wonach mir gegenwärtig der Sinn stand und Stephan brauchte ich damit gar nicht erst ankommen, der *hasste* kurzfristige Anfragen. Einen Moment musste ich wieder an seine Abendbegleitung denken, dieses dümmliche Blondchen von einer Sportstudentin, deren Beschäftigung ich mir auch eher ihrer Körperform wegen gemerkt hatte. Natürlich schweifte ich von dort aus zu Tamara und der Karte weiter. Sie war deutlich spontaner, doch sie jetzt zu überfallen, wirkte irgendwie wenig reizvoll. Ich hatte mich ja nicht einmal damit beschäftigt, ob ich ihr Angebot zu einem abermaligen Treffen überhaupt zu akzeptieren gedachte.

Wieder der Blick auf die Uhr. Kein Wunder, dass die Milch vergoren war. Vermutlich hatte ich einfach nur wieder mein Zeitgefühl verloren und über der Arbeit oder dem konzentrierten Faulenzen ein paar Tage aus meinem Gedächtnis gestrichen. Das geschah mir längst nicht zum ersten Mal und würde sich wohl auch weiterhin so leicht nicht vermeiden lassen, wichtige Dinge blieben nun einmal hängen, während routinierte Abläufe ausradiert werden. Arbeiten und entspannen zählte eindeutig zu letzterer Kategorie, also machte ich mir in diesem Punkt keine Sorgen und hob die Einladung an. Mit einer Hand klappte ich den Zettel haltend Selbigen auf und las erneut. Heute Nachmittag schon war Einlass, zweifellos jedoch würden die Meisten ohnehin erst zum Abend eintrudeln. Mein Chronometer verriet mir indes, dass ich bis zu jenem Zeitpunkt noch grob geschätzte sechs Stunden hatte, genug Zeit also, um Milch zu holen, zu frühstücken und ein wenig zu entspannen. Dabei würde ich gemächlich meine neue Idee weiterentwickeln und heute Abend mich mit meinen Fans herumprügeln, denn schätzungsweise war Christine nicht die Einzige im Haus, die mich kannte und schätzte.

Die Einladung landete wieder an Ort und Stelle, während ich mich zur Wohnungstür aufmachte, durch den Flur Schritt und das Chaos im Bad bemerkte. Wie unschön. Rasch war das Handtuch über die Halterung geschlagen, das Duschbad wieder an Ort und Stelle platziert und die paar Wasserflecken aufgewischt. Sah auch gleich viel ordentlicher aus.

Ich schloss die Wohnungstür und erinnerte mich mit einem Schaudern, wie Katharina mich diesen Gang hinab gezerrt hatte, zu eben jener Tür, wie sie mit der Waffe fuchtelnd drohte, als ich mich losgerissen und in den Gang übergeben hatte. Ein grässlicher Traum war das trotz allem gewesen, selbst jetzt noch hingen mir die ‚Erinnerungen‘ nach, als wäre alles real gewesen. Einen Moment zweifelte ich sogar, ob dem nicht wirklich so war und beugte mich zu der Stelle hervor, an der ich mich so ungalant ‚ausgelassen‘ hatte, um sie auf Sauberkeit und eventuelle Spuren zu prüfen, denn auch wenn die Mehrheit der Schriftsteller und gerade die Fantasy – Schreiberlinge nicht wirklich an Magie glaubten und die bloße Möglichkeit ihrer Existenz leugneten und vehement abstritten, so hoffte doch jeder Mensch – *jeder* – insgeheim auf den Moment, da einem die Existenz dessen bewiesen wurde. Zu erklären, warum das so war, bedurfte es keiner großen Ausschweifungen: Gerechtigkeit, Individualität und Bequemlichkeit. Während die Ersteren auf das klassische Bild eines knabenhaften jungen Mannes hofften, der mit gewaltigen Kräften selbst die fiesesten Bösewichter – in unserer Zeit dann wohl Firmenmanager und Bürokraten – zu Boden zwang und sie belehrte oder vernichtete, so strebte die mittlere Fraktion schlicht eine neue Ebene an, auf der sie sich als einzigartig beweisen konnten, wie es mit allen Trends und Hypes beständig der Fall war. Die Letzten schließlich waren sogar in diesem normalen Leben schon so stinkend faul, dass ihre Hoffnung bezüglich der Magie selbst im Moment des Eintretens wohl primär den Wunsch nach noch mehr Bequemlichkeit erfüllen würde. Mittels Magie konnte man sich zweifellos das Leben noch einfacher gestalten, wer weiß, vielleicht hofften diese Vertreter sogar darauf, sich nie wieder selbstständig bewegen zu müssen? Man konnte dann schließlich fliegen und schweben und andere Dinge schweben lassen. Wozu sich zum Schrank bewegen, wenn ein Gedanke die Kekse auch so zu Tage förderte und sogar einem bis vor die Nase trug?

Was die Verteilung untereinander anbelangt, würde ich vermuten, dass die dritte Sparte wohl mehrheitlich in Europa und Nordamerika zu finden ist, die Erste wohl in Afrika, Südamerika und Asien, während die goldene Mitte ein klassischer Jugendtrend sein dürfte. Natürlich entsprach diese Kategorisierung klassischen Klischees und Vorurteilen, aber mich tatsächlich in wild um den Globus führende Studien zu stürzen, danach stand mir irgendwie nicht der Sinn.

Der Weg in die Stadt dauerte wie üblich seine Zeit und schon als ich das Haus verließ, wurden mir zweierlei Dinge klar: Zunächst einmal hatte ich den Nieselregen und daher einen Schirm vergessen und zweitens war Petrus offenkundig mein Freund und hatte als Resultat meiner Schusseligkeit kurzerhand den Wasserhahn zuge dreht und die Sonne hinter den Wolken hervor geschubst.

Während also die verschüchterte Scheibe am Himmel mich zart mit ein paar wärmenden Strahlen bedachte, wanderte ich die Straße hinab. Ich erwartete eigentlich einen Lastwagen und eine vorher auf der anderen Straßenseite stehende junge Frau, doch weder das Eine noch das Andere fanden sich. Einerseits bedauerte ich das, andererseits erfreute es mich.

Einmal mehr hatte ich mich um das leibliche Wohl gekümmert, neben Milch schon wieder der Werbestrategie erlegen auch Kekse und Waffeln gekauft und stand nun

vor der Kaufhalle, als mir ein zum Namen der hinter mir liegenden Einrichtung bestens passender, nicht minder kapitalistischer Gedanke kam: Kaufen. Ein Geschenk für Christine. Wie würde es wohl bitte aussehen, auf einer Geburtstagsparty zu erscheinen, ohne ein kleines Präsent dabei zu haben? Das konnte und wollte ich mir nicht antun – und ihr natürlich auch nicht. Vermutlich hätte sie meine Gegenwart selbst als Geschenk akzeptiert, vermutlich hätte ich mich damit herausreden und es dabei belassen können, aber letztlich war ich nicht der Typ Mensch, der sich mit so etwas zufrieden geben konnte. Nein, sie würde ein ordentliches Geschenk bekommen, und wenn es das Letzte wäre, was ich tun würde!

...

Was es auch fast geworden wäre.

Einen Mann zum shoppen zu überreden, so es sich dabei nicht gerade um altbekannte Klassiker oder je nach Subspezies die jeweils präferierten Fachgebiete handelte, war immer ein schwieriges Unterfangen, weil jeder Mann schon von Anfang an wusste, wie übel so etwas ausufern würde und dass er am Ende gequält und in tiefster Verzweiflung seiner Agonie nachhängend in einem Stuhl sitzt und auf die Liebste wartet, die sich Dagobert Duck in einem Tresor gleich in die Flut der Angebote und Schnäppchen wirft. Und in diesem Bild kann er wirklich noch froh sein, den Stuhl zu haben, denn meist ist er längst nicht der Einzige, der zu leiden hat und der Stuhl damit oft schon vergeben.

Ich jedoch war eines dieser tapferen Männchen, die sich sogar allein zu shoppen trauten. Natürlich war das alles eine Sache des Blickwinkels, man konnte schließlich ebenso mit Fug und Recht behaupten, dass das nicht tapfer war, sondern eher ein für mich das Shoppen abmildernder Umstand, so konnte ich nämlich in ein Geschäft, alles durchsuchen und es wieder verlassen, statt mich dann brav in die Ecke zu stellen und zuzusehen, wie meine Liebste alles mit akkurater, akribischer Detektivarbeit durchwühlte, frustriert aufschraubte, nochmals alles absuchte, die Angestellten bemühte und sich in einem Plausch mit anderen Kundinnen verlor.

Über den Gedanken schmunzelnd, warf ich mich schließlich ins Gedränge der Innenstadt, voller Elan und Tatendrang. Letzterer hielt sich immerhin eine dreiviertel Stunde, der Elan wurde schon nach dreißig Minuten durch pure Geduld ersetzt, die zwar gut in Schuss, jedoch ebenfalls nicht unendlich war.

Nach siebzehn quer über die Innenstadt verteilten Geschäften unterschiedlichster Kategorien, einem Abstecher bei Mc Donalds und einer Kugel Jogurteis vom Italiener warf ich schließlich einen Blick in meine Wundertüte und gab den Kampf gegen den Mangel an Geschenkideen auf. Ich hatte ein weißes, leeres Buch mit kunstfertig verziertem Ledereinband von hoher Qualität, es wäre zweifellos ein grandioses Poesiealbum. Warum genau ich es eingepackt hatte, wusste ich selbst nicht. Ich stand vor dem Regal, sah es und griff zu, es erschien mir irgendwie richtig zu sein. Weiterhin fand sich ein Thriller mit geschätzten fünfhundert Seiten, für diese Buchsorte ein gutes Maß. Die Beschreibung klang interessant, irgendetwas von einem Mord und einem kleinen Kind als plötzlich verschwundenen Augenzeugen. Außerdem eine DVD, von der ich glaubte, dass sie Christines Geschmack vielleicht treffen könnte, geschätzte drei bis fünf Postkarten mit Geburtstagsprüchen darauf, weil ich mich einfach nicht hatte entscheiden können, und eine CD der Musik, die ich beständig von ihrer Wohnung dudeln hörte, wenn ich es wagte, meine Eigene einmal abzudrehen und mein Reich in Stille zu versenken. Natürlich waren meine Geschenkideen recht problematisch. Christine war eine Leserratte – konnte sie mit einem Film überhaupt etwas anfangen? Hatte sie dieses Buch eventuell schon gelesen? Sich diese CD längst

gekauft? Der Nachteil eines solch losen Kontaktes war eben der Fakt, dass man eindeutig zu wenig über die Vorlieben und den Fundus an Besitztümern des Anderen wusste. Der Vorteil jedoch war meine Kaufweise: Nichts davon würde ich zwangsläufig verschenken müssen, ich konnte sowohl Buch, als auch Film und Musik behalten. Nur den Lederband würde ich wohl partout nicht gebrauchen können, ich schrieb höchstens mal meine Einkaufslisten oder kurze Notizen für das schwarze Brett im Haus, der Rest wurde am PC getippt und ausgedruckt. Noch zwei Jahre und ich würde vermutlich alles über PC, Handy und Pager tippen.

Bereits auf dem Weg nach Hause überlegte ich mir angespannt, was ich nun tun sollte. Geschenke hatte ich derweil Einige und es kam nicht gerade gut rüber, vier Geschenke und damit eine stattliche Summe anzuschleppen, wenn drei davon schlicht ihr Ziel verfehlen. Ob Christine jedoch tatsächlich ein leeres Buch gebrauchen oder verwenden würde, wusste ich ebenso wenig und der Ledereinband war eigentlich fast schon zu kunstfertig, um es dann einfach irgendwo in der Ecke verstauben zu lassen. Die Wahl war alles andere als leicht, doch meine Uhr verriet mir beim Betreten des Hauses, dass ich sie doch rasch zu treffen hatte. Von den sechs Stunden war dank meiner Rebellion gegen die Hektik kaum eine Stunde übrig und wie die meisten Männer hatte ich immer so meine Probleme, etwas angemessen zu verpacken. Nicht etwa, dass es schlampig aussehen würde, dafür war ich zu perfektionistisch, aber es dauerte entsetzlich lang. Dementsprechend nun doch dem Zeitdrang gegenüber etwas fügsamer, eilte ich die Treppen hinauf, warf die aus dem Briefkasten gezogene Post nach dem Betreten meiner Wohnung vorläufig unachtsam auf das Bett und stellte den Rucksack ab. Er war rasch ausgepackt, Milch und Kekse verstaute, doch selbst für Müsli ließ ich mir keine Zeit mehr. Der Cheeseburger würde wohl reichen müssen, immerhin hatte er Verstärkung durch die Kugel Jogurteis.

Rasch war Papier herbei geschafft, Schleifen – und Klebeband, Schere und Geduld. Während die meisten Werkzeuge gelegentlich zum Einsatz kamen, war Letztere wieder im Dauereinsatz. Ich entschied mich schließlich über alle Maßen spontan, die Dinge zu behalten, die mir ungewiss schienen und begann das potenzielle Poesiebuch zu verpacken. Immerhin eine knappe halbe Stunde brauchte ich dafür, denn der Ledereinband gab gelegentlich mehr nach, als gewünscht oder erwartet, zudem musste ich mit der Schere vorsichtiger operieren, um das Leder nicht zu verletzen und hätte man mir die Zeit gelassen, vermutlich wären mir noch nebenbei zehn andere Ausreden eingefallen. Am Ende jedoch war ich mit meinem Werk überaus zufrieden, verstaute auch meine Neuzugänge ordnungsgemäß und begab mich zum Kleiderschrank. Ein weißes Hemd, eine neue Jeans, Boxershorts und Socken. Nichts Aufsehenerregendes, aber dennoch auf seine legere Art irgendwie elegant. Ich begab mich ins Bad, zog mich notdürftig um und murrte über die eigene Nachlässigkeit.

Inzwischen war ich etwas unter Zeitdruck geraten, aber natürlich nur *etwas*, weshalb ich mit schwerem Seufzen das Duschbad an seinen Platz stellte, das Handtuch über die Halterung schwang und die paar Wasserflecken weg wischte...

Wieder im Wohnraum angelangt, legte ich noch rasch die Uhr ab, griff das Geschenk und begab mich nach nebenan, die sagenhafte Strecke von fünf Metern lag vor mir. Dennoch war ich selbst jetzt alles andere als sorglos, schloss die Tür säuberlich ab und verstaute den Schlüssel in meiner Hosentasche. Einbruch oder Diebstahl erwartete ich nicht, aber derlei ging einfach in Fleisch und Blut über, diese Vorsicht war auch alles andere als fehlplatziert, schließlich konnte immer schnell etwas schief gehen und besser man sorgte vor, als dann das Nachsehen zu haben.

Ich beabsichtigte eigentlich, drei Mal an Christines Tür zu klopfen. Von drinnen

schwung mir schon durch die geschlossene Pforte Lachen entgegen, doch während nach dem ersten Mal Selbiges abebbte, wurde nach dem zweiten Pochen schon die Tür aufgerissen. Den Bruchteil einer Sekunde brauchte Chris, um sich von ihrer Partygemeinde umzukehren, zu mir zu blicken und mein Gesicht zu erkennen. Ihr stieg eine leichte Schamesröte in die Wangen, die ich mir bei Leibe nicht erklären konnte, ehe sie plötzlich und völlig unvermittelt aufquiekte.

„Oh du bist hier, du bist wirklich gekommen!“ erklärte sie über alle Maßen euphorisch, hüpfte mir die wenigen Zentimeter, die uns trennten, entgegen und umarmte mich, als sei ich ihr lange verloren gelaubter Gatte. Einen Moment wankte und etwas unbeholfen unter dem Gewicht, dass sich mir anhängte, legte schließlich dennoch einen Arm um sie und rang mir sogar ein Lächeln ab. Sie mochte manches Mal aufdringlich sein, sie war nicht meine Kragenweite und sie ließ auch partout nicht locker, den ersten Fakt ständig zu bestätigen und mir das Letztere zu beweisen, doch hätte ich es wohl auch weitaus schlimmer treffen können. Immerhin verstand ich mich mit ihr exzellent und auf eine gute Nachbarschaft konnte man in der Regel ganz passabel bauen, wenn mal irgendwas vorgefallen war. Sie nahm für mich Päckchen entgegen, erkundigte sich immer nach meinem Wohl – las meine Bücher. Einen Moment fühlte ich mich von ihrer Gegenwart alles andere als genervt, bedachte sie mit einem aufrichtig freundlichen Lächeln und fragte mich in diesem Moment gar, ob sich nicht vielleicht immerhin eine Freundschaft daraus zimmern ließe. Immerhin war sie ganz in Ordnung, nur eben etwas... aufdringlich eben. Das wurde zum Problem, wenn das Interesse wie in diesem Fall nicht auf Gegenseitigkeit beruhte und eben diese Erkenntnis führte mir einmal mehr vor Augen, warum ich eben keine direkt so zu bezeichnende Freundschaft mit ihr führte. Es klang befremdlich, sich vor Augen zu führen, dass dies nicht möglich wäre, weil jene Frau schlicht ‚zu scharf auf einen‘ sei. Heute jedoch schien ihr Interesse daran, mich zu umgarnen, glücklicherweise auf ein erträgliches Maß – nämlich null – gesunken zu sein. Ich gratulierte ihr zum Geburtstag, überreichte das kleine Präsent und begab mich auf ihre Einladung hin in die Wohnung. „Ein paar Mädels sind schon da, wir haben vorhin zusammen Kaffee getrunken! Wenn du auch noch einen willst sag es, noch ist was da! Geschenke pack ich erst gegen Abend aus, wenn dann alle soweit da sind...! Wir machen übrigens eine kleine Grillfeier draus, haben wir vorhin spontan entschieden. Unten, hinter dem Haus, da ist doch alles mit Platten und Beton ausgelegt, da werden wir die alte Festtafel aus dem Keller hochschleppen und ein paar Stühle und so. Da hilfst du uns doch, oder?“

Ein erstaunlicher Anblick. Sie wuselte um mich herum, in die Küche, lugte aus Selbiger hervor, geisterte ins Wohnzimmer, erkundigte sich, ob noch ein Gast etwas wünschte, kehrte wieder in die Küche ein, schlich sich in einen mir unbekanntem Raum, den ich als Schlafzimmer vermutete, kehrte ohne das Geschenk daraus zurück und wieder in die Küche. Was sie mir derweil erzählte, schwoll daher regelmäßig in Lautstärke und Quellrichtung an und ab, ehe sie schließlich vor mir zum stehen kam, die Hände in die Hüfte gestemmt und mich der Festtafel wegen um Hilfe bat. Natürlich sagte ich zu, als bisher einziger Mann unter diversen Frauen abzusagen, hätte wohl ein denkbar schlechtes Bild auf mich geworfen, dass zu dulden ich nicht zugelassen hätte. Ohnehin lag es mir fern, einen Wunsch abzuschlagen, wenn ich mich fähig sah, ihn zu erfüllen. Immerhin den Kaffee lehnte ich ab, woraufhin Chris' Lippen von einem sanft geschwungenen Lächeln umspielt wurden und sie mir mit keckem Grinsen einen Tee anbot. Da wiederum konnte ich einfach nicht nein sagen.

Ich folgte ihr zunächst in die Küche, warum genau wusste ich auch nicht so recht, betrachtete jedoch fast schon ehrfürchtig den Schrank, den sie soeben öffnete. Ein

Paradies für einen Teetrinker, die Sorten, die sie hier hatte, die schiere Masse an Tee war beeindruckend. Ich wollte sie schon danach fragen, ehe sie mir erklärte, dass wir damit eine Gemeinsamkeit hatten. Eigentlich lag mir nun die Erkundigung auf der Zunge, woher sie von meinen Gewohnheiten wisse, doch war das auszusprechen unnötig. Ein wenig Vernunft und ein paar investierte Sekunden für eigene Gedankengänge und schon war man etwas schlauer. Wann immer sie ein Päckchen abgab, strömte zwangsläufig Luft von der Wohnung in den Flur und umgekehrt. Bei mir roch es jedoch so ziemlich immer nach irgendeiner Teesorte. Außerdem waren viele meiner Charaktere begeisterte Teetrinker – meine Art, ein wenig an ihren Abenteuern teil zu haben –, was letztlich natürlich in begrenztem Maße Rückschlüsse auf den Autor zuließ. Gewiss nicht immer, aber ebenso eine Möglichkeit.

Wenig später war der Wasserkocher fertig, wurde genau genommen noch vor dem direkten Aufkochen von der Gastgeberin ausgeschaltet und der Tee aufgekocht. Sie wusste, was sie tat – diese Sorte sollte man nicht abbrühen, dann wurde er nämlich bitter. Mit der Tasse bewaffnet und Chris im Nacken wanderte ich anschließend erstmals ins Wohnzimmer und begrüßte die bisherige Meute. Vier Frauen waren bisher hier, eine gab sich als Christines Schwester Anna zu erkennen, ein hübsches Gesicht, dunkelbraune, weiche Augen und eine angenehm weibliche Figur. Sie hatte mit ihrer Männerjagd offenbar bereits Erfolg gehabt, denn an ihrer rechten Hand fand ich das kleine Fangeisen am Finger. Ebenso zugegen war eine recht südländisch wirkende Estelle mit für eine Frau ungewöhnlich markanten Gesichtszügen, die auch ohnehin überaus ruhig wirkte. Vielleicht verschüchterte mein Auftauchen sie ja, wer wusste schon, was fünf Frauen allein so zum lachen brachte! Mir stellte sich noch vor Christines Einleitung eine Französin namens Dominique vor. Ob das nun ein Pseudonym war oder nicht, vermochte ich nicht zu sagen, aber ihr Akzent verriet sie. Die sonnengebräunte Haut, diese Art, Worte weich auszusprechen und nicht zuletzt die Tatsache, dass sie allein in ihrer Vorstellung schon eine erste Anspielung auf ihren offenkundig nicht zu unterschätzenden Patriotismus brachte, alles gute Indizien, zu wissen, woran man war. Man musste eben nur gut beobachten können. Die letzte Lady war schließlich eine gewisse Lisa, eine aufgeweckte junge Frau, die sich jedoch zumindest momentan mehr für die Fortsetzung der bisherigen Gespräche als für mein Auftauchen zu interessieren schien. Immerhin begrüßte mich die Dunkelblonde nicht minder freundlich wie die Anderen, ehe sie sich wieder Anna zuwandte.

Es war Anna, Chris' Schwester, die sich anschickte, eventuelles Eis zu brechen und mich in die Runde zu integrieren. Nicht anders hatte ich es erwartet, die restlichen Damen schien zu sehr miteinander oder sich selbst beschäftigt zu sein. Sie klopfte neben sich auf das Sofa, rückte dafür Estelle ein Stück näher, die ebenso bereitwillig abrückte und mich kritisch mit ihrem Blick verfolgte, als ich Platz nahm.

Erstmals ließ ich einen Blick durch den Raum gleiten. An den Wänden hingen Poster von Animes und Comics, einen Moment wollte ich schon unterstellen, dies sei das Zimmer eines Teenies, doch sprach auch genug dagegen. Letztlich war doch der restliche Einrichtungsstil nicht passend dazu. Ein großer Flachbildfernseher samt restlicher Technik ruhte in einem rollbaren Schrank, eingekeilt von zwei Regalen, die zu meiner Verwunderung prall gefüllt waren. Die linke Seite immerhin bis auf eine kleine, mittige Einsparung für ein paar Grünpflanzen mit Filmen, während die rechte Seite komplett mit Büchern vollgestopft war. Taschenbücher hauptsächlich. Größere Pflanzen standen dekorativ gut platziert in den Raumecken, das Sofa an der Wand natürlich dem Fernseher gegenüber, vor uns ein länglicher Tisch mit Glasplatte, zwei Sessel an der linken Seite, in denen die anderen beiden Damen saßen. Das Licht

stammte von einer Flutlichtstandlampe, obwohl das Schienensystem an der Decke wohl ebenso gut hätte jeden Winkel ausleuchten können.

Alles in allem war das Zimmer sogar überaus geschmackvoll eingerichtet und erstaunte mich nun, nachdem ich den Teeschrank gesehen hatte, umso mehr. Erstmals wogte in mir das Gefühl auf, Chris vielleicht die Jahre über mit meiner starren Meinung Unrecht getan zu haben. Die Exfreunde – woher wollte ich schon wissen, warum sie so wütend waren? Woher sollte ich wissen, warum Chris so viele Kerle abservierte? Das Veilchen hätte vielleicht tatsächlich von einem ungünstigen Sturz stammen können, selten, aber möglich. Woran hatte ich überhaupt fest gemacht, dass sie nicht der Typ sei, mit dem man sich vernünftig unterhalten könne?

„Und wie bist du nun Autor geworden?“

Ich schrak fast schon zusammen, als ich so jäh von Anna aus meinen Überlegungen gezerzt wurde. Sie hatte mich mit dem Ellbogen in die Seite gestoßen, offenkundig hatte ich vor Verwunderung und Grübeleien ihre Frage bereits schon einmal ignoriert und mich nunmehr für diese Nachlässigkeit entschuldigend, gab ich meine Bewunderung für die Einrichtung natürlich ausgerechnet in dem Moment preis, als Chris eintrat und irgendwas fragen wollte. Sie setzte an, ich drehte mich um und sah sie mich anstarrend erneut mit dieser Röte in den Wangen erstarren, ehe sie den Kopf schüttelte und uns fragte, ob noch jemand Kuchen wollte, es gäbe ja schließlich auch bald Abendbrot. Natürlich hielt mich das nicht davon ab, noch ein Stück zu erbitten, immerhin handelte es sich um Kirschkuchen mit Schokoladensplittern, wer da nein sagen konnte, schubste meiner Meinung nach auch wehrlose Küken in den Teich!

Erst als ich Teller samt Gabel überreicht bekam, wandte ich mich Anna zu, die mir einen guten Appetit wünschte und begann in aller Ausführlichkeit ihr zu antworten. Immerhin bestand der Hauptteil einer Feier wie diese es zu sein schien in der Konversation. Im Verlauf der nächsten Stunden redeten wir über Gott und die Welt nebst so ziemlich aller Themenbereiche dazwischen, obgleich mich dreierlei am meisten interessierte. Zunächst einmal holte ich Erkundigungen über Chris ein, natürlich vorsichtig und immer mit einem charmanten Lächeln, falls meine Neugier als solche erkannt werden sollte. Bei Frauen musste man vorsichtig sein, die hatten einen sechsten Sinn für sowas. Weiterhin tastete ich mich vor, was Anna und ihren Mann anbelangte, erkannte mit einem Schmunzeln, wie ähnlich die Situationen doch sein konnten und lachte schließlich, als auch sie das anführte. Anna war Musikerin, irgendein Instrument spielte sie wohl und ihr Künftiger hatte sich nachts um Zwei im Bademantel vor ihrer Tür eingefunden, ihr Spiel als ausgezeichnet und beeindruckend gelobt und dennoch um seine Schlafruhe gebeten – woraufhin sie ihn musterte und kurzentschlossen auf einen Tee einlud, mit der Begründung, der sei beruhigend und würde ihm helfen. Natürlich war das reichlich geflunkert, doch die Wirkung verfehlte es letztlich nicht. Auf meine Frage hin, ob sie auch Teefanatiker sei, lehnte sie vehement ab und erklärte lächelnd, man bekäme sie ohne Kaffee nicht wach, jeglicher Tee sei einzig für eventuelle Besuche ihrer Schwester auf Lager. Natürlich erwähnte auch Anna, dass ihre Schwester ein großer Fan meiner Werke sei, erwähnte es auf eben jene Weise, dass selbst ein noch so schwerfälliger Dussel verstanden hätte, dass meine Schriftstücke nur ein Punkt seien. Irgendwie gelang es mir, geschickt davon abzulenken und stattdessen auf die Poster zu verweisen. Mein Gegenüber lächelte erneut, diesmal jedoch nicht mir, sondern den Bildern zu und erklärte mir daraufhin, dass dies keine Poster seien, sondern Zeichnungen. Ich verstand den Unterschied erst in dem Moment, als mir klar wurde, dass Chris nicht primär Fan dieser Stilrichtungen war, sondern Schöpfer.

Zu diesem Zeitpunkt klappte mir wohl ungläubig der Kiefer herab. Einige der Bücher im unteren Bereich des rechten Regals trugen laut Anna Titel von Lehrbüchern über das Zeichnen solcher Stilrichtungen, Bücher, die unlängst einige Jahre alt waren. Christine gehörte wohl schon zu den besseren Zeichnern, war bei einem Verlag in München untergekommen und zeichnete für Selbigen. Damit hielt sie sich offenkundig nicht nur über Wasser, denn ihre Einrichtung zeugte davon, dass sie sich gern auch etwas leistete.

Hatte ich mich so getäuscht? Hatte ich etwa aus meinen Stereotypen heraus ein so grässlich falsches Urteil gebildet, dass ich mich jetzt gar schämte, je schnippisch oder vielleicht sogar feindselig reagiert zu haben? Ich betrachtete mich immer als Künstler, Schrift und Wort waren meine Sparte – Papier und Stifte ihre, wie es schien. Aus meinem Entsetzen heraus, welches ich zu verbergen beim besten Willen nicht fähig war, schien Anna sich so einige Schlüsse selbst zu ziehen und begann mir mehr darüber zu erzählen, von Studienreisen nach Japan und China, von Exkursen nach Korea, von Schulungen und Wettbewerben. All das hatte mich nie interessiert, das war schlicht nicht mein Geschmack, aber irgendwie erschien es mir nun grenzenlos peinlich, all die Jahre Seite an Seite mit einer Künstlerin gelebt zu haben und diese für ein leicht minderbemitteltes, bemitleidenswertes Geschöpf zu halten, obwohl dies letztlich nur Teil ihrer Kunst und des darin herrschenden Geistes war – und diese Theorie stammte ausnahmsweise nicht von mir, sondern wurde mir von Anna vermittelt. Sie stimmte mit mir überein, dass gerade Fantasyautoren oft nicht an Wunder und Magie glaubten, erklärte mir aber weiterführend, dass es ebenso für die Mehrheit charakteristisch sei, wenn Zeichner wie Christine nie so ganz erwachsen werden würden. Was ich davon halten sollte, wusste ich nicht – ich war jenen Zeichnern nie begegnet, hatte mich nie mit ihnen unterhalten und bezweifelte im Moment auch, dass Anna mehr als nur ihre Schwester kannte, dennoch wurde diese These unter ‚interessant‘ in meinem Gedächtnis abgespeichert.

Von unserer Gastgeberin sahen wir indes wenig, sie bereitete allerhand vor, wuselte beständig zwischen Küche und Schlafzimmer umher, ehe es abermals an der Tür klopfte und sie nach einem kurzen Wortwechsel mit einem wartenden Gast zu uns einkehrte und erklärte, es sei soweit, die Lokalität zu wechseln. Bereitwillig raffte ich mich auf, begrüßte die vor der Tür stehende Truppe von geschätzt acht Personen, begrüßte alle und stellte mich vor. Namen prallten derweil an mir ab, dass ich nur die Hälfte registrierte. Irgendein Toni und ein Bert oder Bart oder Burt, ein Harald und weiß der Teufel wer noch. Einer, der sich als André vorstellte, kam mir jedoch irgendwie bekannt vor. Anna erklärte schließlich, er sei einer der diversen Exfreunde und kam mit diesem Thema erneut mit mir ins Gespräch. Offenbar hatte Chris das zweifelhafte Glück, bei Männern beliebt zu sein und das eindeutige Pech, immer an die Falschen zu geraten. Dazu hatte ich unzählige Theorien, die für eben jene Frauen mehrheitlich nicht gerade schmeichelhaft waren und genau deshalb erklärte ich nicht Eine davon, sondern ließ die Dame, die mir an der Seite die Treppen hinab folgte weiter ausführen. André sei wohl einer der etwas cholerischen Sorte und schon bei Erwähnung dieses Umstandes wusste ich, dass es am Abend noch Ärger geben würde. Wir bauten die Tafel auf, ich half den Frauen, aus der Wohnung ein endloses Sammelsorium an Schüsseln und Besteck hinaus zu tragen, während der Rest der Herren offenbar keinerlei Notwendigkeit dazu sah. Als wenn die Hilfe beim Platzieren des Tisches schon ihr ‚Soll‘ erfüllt hätte. Mich innerlich darüber ärgern, dass es solche Unhöflichkeit in diese eigentlich gesellige Runde geschafft hatte, versuchte ich mich auf meine ‚Arbeit‘ zu konzentrieren. Immerhin zum Grillen ließen sich die

Herrschaften herab, scharten sich mit Bierflaschen um den Rost und redeten über Fußball und Kurven anwesender Frauen – so zumindest meine dem Klischee treue Vermutung. Mit der Zeit füllte sich die Tafel und einige der Gesichter kannte ich aus dem Haus, offenbar hatte Chris also nicht gelogen. Etwas, dass ich mich inzwischen ihr zu unterstellen ohnehin nicht mehr wagte.

In der Tat war der Abend sehr angenehm, ausgelassen. Wir aßen und tranken – und das nicht zu wenig –, irgendwann als längst alle überfressen waren, kam erster Alkohol auf den Tisch, verschiedene Weine und Liköre, ein paar der Männer fanden es ungemein witzig, eigene Mitbringsel auszupacken: Noch mehr Bier und Whiskey. Doch nichts schien die Stimmung trüben zu können. Wie bei so großen Runden üblich, bildeten sich kleinere Grüppchen hier und da, ich unterhielt mich prächtig mit Anna und Dominique, sogar Lisa mischte später sehr interessiert mit und ich bemerkte nicht einmal, dass Christine sich an meine Seite geschlichen hatte, mir Fratzen hinter dem Rücken zog und mich ein wenig auf die Schippe nahm, ehe Anna schließlich sich nicht mehr beherrschen konnte, herzlich lachte und ich erst in diesem Moment Chris ertappte, wie sie mir die Zunge rausstreckte.

„Pass du nur auf, sonst ist sie ab!“ erklärte ich lachend. Ja, der Abend war herrlich. Eine wundervolle, angenehme Geburtstagsfeier, nicht alltäglich, aber dennoch angenehm normal. Selbst als André wie erwartet Ärger machte, als Inkarnation der Eifersucht mich beschimpfte und Christine doch tatsächlich anzugreifen versuchte, hatte selbst dies einen Hauch Normalität. Wir zähmten den Burschen, obgleich ich erstmals direkt involviert war als Angegriffener und verbannten ihn schließlich. Die Mehrheit der Gäste zog spätestens kurz nach eins ab, nicht etwa der abebbenden Stimmung wegen, sondern weil es schlicht in Strömen zu regnen begann, ein Wolkenbruch, wie ich ihn lang nicht mehr erlebt hatte. Einmal mehr half ich, so gut es ging, räumte den Tisch ab und schaffte alles in die Küche hoch. Die Tafel indes war schon zu feucht, um sie in den Keller zu stellen, also wurde dies einfach auf morgen verschoben.

Anna war durchweicht, als sie sich an der Haustür verabschiedete und auch mir klebte so ziemlich alles triefend und tropfend am Leib, als ich mich als Letzter mit einer neuerlichen Versicherung, ob ich nicht doch noch irgendwie helfen könne, ebenfalls zurückziehen versuchte. Chris jedoch hüpfte kurz ins Schlafzimmer und kehrte in ihrer selbstgemachten Jeanshotpant samt einem viel zu weiten Oberteil zurück. Immerhin trocken. Dennoch trat sie mir näher, als ich es erwartet hätte, reckte sich mit Mühe und befestigte etwas am Türrahmen. Was das war, wusste ich nicht, erkannte ich nicht. Aber ich ahnte es, spätestens als sie noch näher trat, meinen Einwand, sie würde bei einer Umarmung unnötig nass werden gänzlich ignorierte und die Hand in meinem Nacken verschlungen mir ihre Lippen aufdrückte. Ein angenehm warmes Gefühl, ich legte instinktiv einen Arm um sie, zuckte kurz zurück, da meine Hand auf ihren blanken Rücken zu treffen schien. Das Shirt war hauchdünn, man spürte den Stoff kaum.

„Du willst bestimmt nicht mehr mit rein kommen, oder?“ seufzte sie schließlich mit einem Lächeln, als sie wieder zurück trat und den mit Klebeband fixierten Mistelzweig wieder vom Türrahmen zog. Die Geste empfand ich irgendwie als regelrecht süß, wahrscheinlich hatte sie sich Ewigkeiten Gedanken darum gemacht, wie sie mir auf möglichst freche und dennoch humorvolle und akzeptable Weise eben diesen Kuss entlocken konnte. Zudem bewies sie nun eine Geduld und Zurückhaltung, die mich ehrlich überraschte. Ich schüttelte nur leicht den Kopf, aber mit einem dankbaren Lächeln, immerhin hätte alles noch viel schlimmer und unangenehmer ausgehen

können. Sie nickte verstehend, wünschte mir einen guten Abend und sah mir nach, als ich in die Nachbartür eintrat und in meiner Wohnung verschwand.

Zunächst wanderte ich ins Bad und entledigte mich meiner Sachen. Alles war nass, außer der glücklicherweise verschonten Unterwäsche. Naja immerhin. Ich hing meine Hose und das Hemd auf, murrte über meine Nachlässigkeit und hängte das Handtuch dazu, ehe ich zuletzt das Duschbad an seinen Platz stellte...

... schon wieder.

Einen Moment hielt ich grübelnd inne. Hatte ich nicht genau das heute Mittag schon gemacht? Und vorhin, nach dem Einkaufen, doch auch – oder nicht?

Ich trat aus dem Bad heraus, löschte das Licht und bemerkte erst jetzt das Flackern im Wohnraum. Zögerlich trat ich näher heran und blieb ungläubig blinzelnd stehen, als würde ich etwas in seiner Existenz negieren wollen.

Auf meinem Tisch stand eine Laterne.

Sie brannte friedfertig und still vor sich hin. Vor ihr lag ein Dolch, ein schwerer, goldener Griff in Form einer das Maul aufreißenden Schlange, deren Giftzähne zum Schlag bereit waren. Die Klinge war gewellt, erstrahlte im zarten Fackelschein in feinstem Silber. Unruhe breitete sich in meinem Magen aus. Das konnte nicht wahr sein, durfte nicht sein – jemand musste sich hier einen schlechten Scherz mit mir erlauben!

Der Deckenwust jedoch, den ich bei meinem Erwachen noch hatte ordnen wollen, bewegte sich. Nicht viel, nur ein zucken, aber ich bemerkte es sehr wohl. Vorsichtig trat ich an das Bett heran, den Dolch fest umschlossen, kletterte nur in Boxershorts auf das Bett und gedachte herauszufinden, wer oder was sich so einen miesen Streich erlaubte und sich dann noch dabei erwischen ließ. Hastig riss ich mit einem Ruck nur die Decke zurück.

Zutiefst bekümmert, aber momentan recht ängstlich den Dolch fixierend, blinzelte man mir entgegen und schien jedes Wort aus der Befürchtung eines vielleicht gefährlichen Missverständnisses zu fürchten. Sie lag einfach da und sah mir entgegen. Aus ihren meerblauen Augen.